

Rezension

Autor(en): **Rupp, Horst F. / Wanner, Kurt / Maissen, Felici**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Bündner Monatsblatt : Zeitschrift für Bündner Geschichte, Landeskunde und Baukultur**

Band (Jahr): - **(1994)**

Heft 4

PDF erstellt am: **26.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Frauke Kraas

Die Rätoromanen Graubündens

Peripherisierung einer Minorität

Kartoniert

406 Seiten

Franz Steiner Verlag, Stuttgart 1992

DM 128,--

Vorzustellen ist in dieser Rezension eine geographische Arbeit, die im Jahr 1991 von der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster/BRD als Promotionsschrift angenommen wurde und die den Titel trägt: «Die Rätoromanen Graubündens. Peripherisierung einer Minorität», wobei der Untertitel mit dem zentralen Begriff der Peripherisierung gleichsam das Leitmotiv und die These der Studie benennt. Neben der Geographie betrifft die Themenstellung jedoch auch andere Wissenschaften, nämlich die Ethnologie, die Geschichte und die Soziologie, aber auch die Volkskunde und die Sprachwissenschaft (vgl. S. 13). Die Rätoromanen Graubündens bilden für die Verfasserin dabei nur ein «Beispiel», an dem «grundsätzliche Fragestellungen» über «Bevölkerungsgruppen und Minoritäten» detailliert untersucht und aufgearbeitet werden können (vgl. S. 15 und S. 309ff). Sie bilden in der Diktion der Autorin ein peripheres Reliktvolk, eine ethno-linguistische Minorität, «deren Entwicklung in einem ... peripheren Raum Europas seit Jahrhunderten durch steten Bevölkerungs- und Territorialschwund gekennzeichnet ist.» (ebd.) Die Studie verfolgt letztlich das Ziel, «am Beispiel der Rätoromanen Verlauf und Struktur randwärtiger Verdrängung einer Minorität, d.h. deren territoriales Schrumpfen, verbunden mit anteilmässiger Abnahme im Verbreitungsgebiet, sowie die Ursachen und die typischen Entwicklungsvorgänge dieses Geschehens vornehmlich seit dem 19. Jahrhundert möglichst kleinräumlich zu erfassen.» (S. 20)

Leitende Fragestellungen sind für Kraas:

«1. Wie vollzog sich der Rückgang, der das Territorium und die Bevölkerung – absolut wie auch relativ – der Rätoromanen betroffen hat?

2. Welche Strukturmerkmale weist die Minderheitsbevölkerung als Ergebnis dieses Prozesses derzeit auf?

3. Welche Ursachen bedingen Entwicklung und Struktur?

4. Welche Zukunftsperspektiven ergeben sich für die Minderheit?» (S. 21)

Untersuchungsmaterial für die Autorin ist dabei zum einen und vorrangig das statistische Material, das die seit 1850 im Zehnjahresabstand in der Schweiz durchgeführten Volkszählungen zur Verfügung stellen – für die Analyse solcher Minderheitspopulationen eine nach Aussage von Kraas weltweit nahezu «einmalig günstige Untersuchungssituation» (S. 22) – sowie andererseits die Auswertung von 78 von der Autorin im Zeitraum zwischen 1988 und 1992 durchgeführten narrativen Interviews (vgl. ebd. und S. 360f); sie koppelt damit repräsentative quantitative mit idiographisch sensibleren qualitativen Methoden, was in dieser Koppelung sicherlich eine Optimierung der Erkenntnisse verspricht.

Auf dem Hintergrund der geschilderten Methodologie geht die Autorin dann ihren Untersuchungsgegenstand sehr direkt an, indem sie

– in *Kapitel 2* «Graubünden und die Rätoromanen im übergreifenden Zusammenhang» in historisch-diachroner wie auch in synchroner Annäherung beschreibt, wobei ihr der Kanton Graubünden in seiner Mehrsprachigkeit gleichsam zu einer «Schweiz en miniature» wird. In diesem Kontext wird unter anderem auch auf das Verhältnis der Rätoromanen Graubündens zu den romanisch sprechenden Minderheiten Norditaliens eingegangen und eine plausible Begründung der Beschränkung der eigenen Untersuchung auf die Rätoromanen Graubündens geliefert.

– in *Kapitel 3* die «Bevölkerungs- und Territorialentwicklung des Romanentums» als einen «Prozess der Peripherisierung» darstellt und dabei breiter auch auf die Zangenbewegung eingeht, in die das Romanentum durch die sowohl von Norden wie auch von Westen her (Walserkolonisation!) andrängende Germanisierung gerät. Dichter fließen über die dadurch bedingten Erosionsprozesse des Romanentums die Informationen erst seit dem 19. Jahrhundert, speziell seit 1850, als die regelmässigen Volkszählungen in Zehnjahresabständen in der Schweiz einsetzten. Die Epoche seit 1880 teilt Kraas in drei Entwicklungsphasen auf, die je durch eine relativ gleichlaufende Entwicklungsrichtung gekennzeichnet sind: 1880 bis 1920, 1920 bis 1950 und 1950 bis 1980. Hier stellt die Autorin detailliertes, ausführliches

und aussagekräftiges Daten-, Tabellen- und Kartenmaterial zusammen, dem sich u.a. dann etwa entnehmen lässt (vgl. Tab. 5, S. 153), dass die absolute Zahl der Rätoromanen in Graubünden im Zeitraum von 1880 bis 1980 fast konstant geblieben ist (von 37'794 1880 auf 36'017 im Jahr 1980), dass jedoch ihr relativer Anteil an der Gesamtbevölkerung des Kantons Graubünden im gleichen Zeitraum rapide gesunken ist, und zwar von 40,3% 1880 auf 21,9% 1980. Dabei gelingt es der Autorin, den von ihr als zentrale These vertretenen Prozess der Peripherisierung facettenreich und nuanciert durchsichtig und verständlich zu machen, so wenn sie beispielsweise als ein verifizierbares Modell der Ausbreitung des Deutschen und der Zurückdrängung des Romanischen den Weg über die Zentren des ursprünglich romanischen Gebietes und durch die von dort dann auf das Umland ausstrahlende Wirkung durchsichtig macht (vgl. S. 134f). Verhängnisvolle Faktoren für die Stabilität des Romanentums waren und sind einerseits seine innere Disparität, die u.a. geographische, sprachliche, aber etwa auch religiös-konfessionelle Ursachen hat, wie dann vor allem aber auch das durch das Vordringen des Deutschen gegebene Auseinanderreißen eines zusammenhängenden romanischen Kerngebietes und die damit verursachte inselhaft-reliktäre Trennung in zwei Restbastionen des Romanentums, nämlich die Surselva und das Engadin, wobei das zwischen diesen beiden Territorien liegende Übergangsgebiet mit seiner sprachlichen Idiom-Variante des Surmiran seine ursprünglich gegebene verbindende Brückenfunktion durch das Vordringen des Deutschen nahezu vollständig verloren hat.

Eine Vielzahl von historisch-politischen und gesellschaftlich-kulturellen Faktoren hat diesen Prozess der Peripherisierung des Romanentums im einzelnen getragen und auch immer wieder forciert, so etwa der im 19. Jahrhundert entstehende Tourismus, die durch mangelndes Arbeitsplatzangebot verursachte Abwanderung, speziell der Eliten (vgl. das Schlagwort vom «Exodus der Eliten»), die für die Daheimgebliebenen gegebene sprachliche «Überfremdung» durch das Deutsche, die nicht selten dann in zunehmenden Minderheitsgebieten zu einem Sprachwechsel vom Romanischen zum Deutschen führte und so durch den Verlust von die romanische Sprache aktiv Sprechenden die Stellung des Romanentums nachhaltig schwächte.

– in Kapitel 4 unter der Überschrift «Strukturelle Differenzierung der Rätoromanen 1980» den Blick auf die Gegenwart richtet und unter verschiedenen Untersuchungsaspekten ein differenziertes und detail- und auch gemeindegenaues Bild der rätoromanischen Gegenwart entwirft, immer wieder illustriert und umgesetzt auch in computergestützte Graphiken, Tabellen und Kartogramme, die die Erkenntnisse und Ergebnisse der Studie in hervorragender Art für den Leser visualisieren. Im einzelnen untersucht die Autorin dabei etwa das

Konfessionsverhältnis, die Altersstruktur – wobei sie zwischen verschiedenen «Altersstrukturtypen» unterscheidet –, die Haushaltsgrößen u.a.m. So gelingt es, gleichsam einen Blick in das Innere des bündnerromanischen Sozialgebildes zu werfen.

– in *Kapitel 5* zum Thema «Fortschreitende Peripherisierung – eine Herausforderung» zuerst in systematischer Absicht mehr als zwanzig «Faktoren und Erscheinungsformen» der von ihr festgemachten und beschriebenen «Peripherisierung» auflistet, um dann unter Rückgriff auf Äusserungen aus der Literatur wie vor allem auch auf die von ihr durchgeführten Interviews «Einstellungen gegenüber der Peripherisierung» aufzuzeigen. Wichtig ist dieses Kapitel insbesondere auch wegen des Blickes auf mögliche und gegenwärtig im Streit der Meinungen befindliche Strategien, um auf diesen Prozess der Peripherisierung angemessen zu reagieren und damit das Überleben des Romanentums auch in der Zukunft sicherzustellen.

Mit zwei Projekten setzt sich die Autorin dabei intensiver auseinander, und zwar mit der seit 1982 von dem Zürcher Romanisten H. Schmid im Auftrag der Lia Rumantscha geschaffenen rätoromanischen «Koine», dem «Rumantsch Grischun», sowie mit dem Projekt einer romanischen Tageszeitung, der sogenannten «La Quotidiana». Die aus dem fundierten Wissen der Expertin um die Überlebensproblematik von ethnischen Minderheiten erwachsene Sympathie der Autorin mit den genannten Projekten wird im Text deutlich. Aber sie vergisst dabei auch nicht, die Ängste und Argumente der Gegner darzustellen und zu würdigen, die mit diesen Projekten eine Gefahr für die historisch gewachsenen Strukturen gegeben sehen.

Kraas rundet in *Kapitel 6* ihre Untersuchungen zur Peripherisierung der Bündnerromanen mit fundierten Überlegungen zur «Regionale(n) Stabilität des Romanentums» ab, in deren Zusammenhang sie mit Nachdruck die Überlebenschancen dieser Minderheit an den eigenen «Überlebenswillen» als der vielleicht sogar entscheidenden Grösse rückkoppelt (vgl. S. 301 u.ö.).

Kapitel 7 schliesslich bindet den konkreten Untersuchungsgegenstand «Die Rätoromanen in Graubünden» wieder zurück an die übergreifende Thematik, von der die Autorin ja ursprünglich ausgegangen war und wofür die Bündner Romanen für sie nur paradigmatisch standen und stehen: Es ging und geht ihr vor allem um «Entwicklungsverläufe der Territorien von Minderheiten». Hier entwirft sie sowohl sprachlich wie auch graphisch Typen und Entwicklungsverläufe von Territorien von Minderheiten, und aus dieser Perspektive der distanzierten Forschung kann sie dann aber nochmals auch sehr konkrete konzeptionelle Hinweise von auch zukunftsorientiert-prognostischer Qualität für den zuvor behandelten historischen Einzelfall geben. Ein Beispiel dafür sei hier angeführt: «... wird von der Überle-

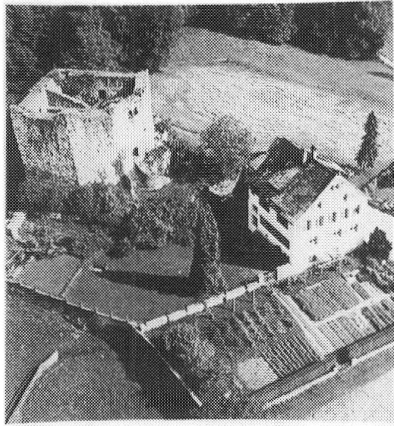
gung ausgegangen, dass für eine Minorität die räumliche Nähe ihrer Angehörigen sowie der Grad von deren Geschlossenheit innerhalb eines Territoriums Voraussetzungen und Möglichkeiten für das weitere Bestehen und das Überleben auf längere Sicht ganz entscheidend mitbestimmen. Innere Geschlossenheit, Kommunikation, Grad der Präsenz von einheitlicher Sprache und quasi verbindlichen Orientierungsmassstäben, Wirtschaftsverflechtungen, soziale (nicht selten nachbarschaftliche) Bindungen und Netze bestimmen ... die Vitalität einer Minderheit in einem sehr grossen Mass.» (S. 312f)

Für den Rezensenten bleibt abschliessend festzuhalten: Eine sehr einfühlsam geschriebene Studie, die die grossen analytischen, hermeneutischen und auch konstruktiv-darstellenden Fähigkeiten der Autorin belegt. In besonderem Masse überzeugen auch die grossteils per Computer erstellten Tabellen, Graphiken und Abbildungen. Obwohl – wie geschildert – die Bündnerromanen für die Autorin ja *nur stellvertretend* für die Gesamtproblematik von Minderheiten überhaupt stehen, ist sie doch dem als konkreten Untersuchungsgegenstand gewählten historischen Exemplum in hohem Masse gerecht geworden. Zwei kleinere kritische Anmerkungen – eine eher formaler, die andere inhaltlicher Natur – seien dennoch hier gemacht, ohne dass dadurch der Wert der Studie geschmälert werden soll. Bei der Lektüre fällt auf, dass die durchgeführten Interviews nur recht sporadisch explizit im Text zitiert werden. Obwohl man natürlich davon ausgehen kann, dass die in den Interviews erhobenen Informationen implizit in den Text eingeflossen sind, hätte man sich an manchen Stellen ein Mehr an solch authentischen Äusserungen gewünscht. Ausgeblendet scheint mir in der Untersuchung auch weitgehend der Einfluss zu sein, den die deutschsprachigen Medien, speziell die elektronischen, auf die Verdrängung der romanischen Sprache haben, und damit natürlich auch ihr Beitrag zur beschriebenen Peripherisierung. Hierzu fehlen in der Studie Untersuchungen und Überlegungen.

Dennoch kann die Studie ganz uneingeschränkt all' denen empfohlen werden, die entweder beruflich oder interessehalber mit der Thematik befasst sind oder die zu den von Peripherisierung Betroffenen gehören; speziell sei die Arbeit sicherlich auch den Funktionseleuten der Bündnerromanen zur Lektüre empfohlen. Prohibitiv auf den potentiellen Kreis von Lesern bzw. Käufern wirkt sich mit Sicherheit der nicht geringe Preis des Buches aus.

Prof. Dr. Horst F. Rupp, Universität Würzburg

WERDENBERGER JAHRBUCH
1994



Werdenberger Jahrbuch 1994

(Hg.) Historisch-Heimatkundliche
Vereinigung des Bezirks Werdenberg.
Buchs Druck und Verlag AG.
Buchs 1993.
225 Seiten, reich illustriert.
Fr. 42.–

Mit seinem Hauptthema «Bekanntes und Unbekanntes von Burgen und Rittern» – aber natürlich auch mit seinen heimatkundlichen Aufsätzen zur Erstbegehungsgeschichte der Kreuzberge oder über eine in den Orient ausgewanderte Rheintaler Familie – dürfte das wie immer vorzüglich gestaltete Werdenberger Jahrbuch auch in seiner 7. Auflage auf grosses Interesse stossen. In zehn Beiträgen werden die Burgen und Schlösser beidseits des Rheins zwischen Luziensteig und Hirschensprung sowie neueste Erkenntnisse in der archäologischen Forschung vorgestellt, wobei sich die Autorinnen und Autoren um eine möglichst realistische Sehweise des oftmals romantisch verklärten Früh- und Hochmittelalters bemühen, die im übrigen dem heute noch für jung und alt von den Burgen ausgehenden Zauber keinerlei Abbruch tut.

H. Rudolph Inhelder hat den umfangreichsten Beitrag verfasst, in welchem ein vollständiger Überblick über sämtliche Burgen, Schlösser und Befestigungen der ehemaligen Herrschaften Vaduz, Werdenberg, Schellenberg, Sax und Feldkirch vermittelt wird. Durch zahlreiche Abbildungen, Grundrisszeichnungen sowie eine lückenlose Bibliographie ist auf diese Weise ein eigentlicher Burgenführer entstanden, der bis ins Gebiet der Bündner Herrschaft hineinreicht und der zahlreiche Anreize vermittelt, diese teils stark zerfallenen Gebäude einmal selbst aufzusuchen.

Unter der Überschrift «Ritter und König – zur symbolischen Bedeutung des Ritters» deutet der Psychologe und Anthropologe Hansueli Etter das Phänomen der Zeitlosigkeit des ritterlichen Ideals. Das

Rittertum – allerdings aus der meist recht romantisch verklärten Sicht schweizerischer Schulbücher – steht auch im Mittelpunkt der Betrachtung von Hansjakob Gabathuler. Vom gleichen Autor stammt übrigens auch ein hochinteressanter Bericht über nationalsozialistisch geprägte Tell-Verfilmung – Drehbuchautor war u. a. der Nazidichter und SS-Brigadeführer Hanns Johst – aus dem Jahre 1933, bei der die Ruine Wartau und das benachbarte Schloss Gutenberg als prägende Kulissen zu dienen hatten.

Dass die traditionelle Überlieferung vom stolzen Grafen und Adelskrieger nur wenig zum Verständnis des hochmittelalterlichen Ritterstandes beizutragen vermag, geht aus den beiden Beiträgen von Otto Ackermann hervor, in welchen Aufstieg der geadelten Kriersoldaten und ihrer wehrhaften Bauten nachgezeichnet wird. Nach Ackermanns Erkenntnissen waren es weit weniger «kühne strategische Konzeptionen bei der Wahl der Standorte und dem Bau der Trutzburgen als gesellschaftliche, wirtschaftliche und politische Gegebenheiten, die in einem sehr eingegrenzten Zeitraum eine spezialisierte Waffenträgergruppe ihre repräsentativen Steintürme errichten liess.»

Breiten Raum widmet das neue Werdenberger Jahrbuch der modernen Archäologie, die wesentlich zum besseren Verständnis der Funktion und des Lebens auf Burgen und Schlössern beigetragen hat. Hier findet sich auch ein informativer Beitrag über den Archäologischen Dienst Graubünden, verfasst von dessen Leiter Urs Clavadetscher. Eine gründliche Studie vermittelt einen Einblick in die Grabungsarbeiten auf dem Ochsenberg oberhalb Wartau, wobei es in erster Linie um die Entdeckung und Deutung der dortigen Kapelle geht, die bis anhin irrtümlicherweise mit einem Kirchenkastell in Verbindung gebracht wurde, was vom Bülacher Archäologen Martin Peter Schindler vor allem aufgrund vergleichbarer Talkirchen und Burgen in Graubünden – unter Beachtung der diesbezüglich nicht ganz umstrittenen Forschungsergebnisse Erwin Poeschels – nachgewiesen werden kann. Interessante Verbindungen und Hinweise zu Graubünden ergeben sich auch aus den beiden Aufsätzen von Alfons Thewes (Oldenburg) und Georg Riemensberger (Wil), die unbekannte Details zur Familiengeschichte der Freiherren von Sax vorstellen.

Kurt Wanner

Rezension



Mario von Moos

Familiengeschichtliche Bibliographie der Schweiz.

Arbeitshilfen für Familienforscher in der Schweiz Nr. 6.

Bd. 1: A–R, S. 1–434; Bd. 2: S–Z, Register, S. 435–840.

Hg. Schweizerische Gesellschaft für Familienforschung.

Zürich 1993, 2. Aufl. 1994

Fr. 75.–

Familienforschung ist heute wieder beliebter und aktueller. Vor Zeiten beschränkten sich Familiengeschichten und Genealogien sozusagen nur auf fürstliche Geschlechter, Herrscherdynastien oder blaublütige Adelsfamilien. Es bedeutet einen willkommenen Fortschritt, wenn in neuester Zeit auch der gewöhnliche Erdenbürger und Alltagsmensch in die Reihe seiner Ahnen und Vorfahren eingereiht und persönlicher Bestandteil seiner Ahnentafel wird und werden kann. Ist Familiengeschichte, als historische Hilfswissenschaft, doch auch Bestandteil der allgemeinen Geschichtsforschung, der Soziologie und Demographie und sie steht auch der Erbbiologie zu Gevatter.

Über den Bestand der bis heute teilweise oder erschöpfend erstellten Genealogien in der Schweiz liegt nun ein umfassendes bibliographisches Werk auf dem Tisch des Geschichts- und Familienforschers. Man ist gleich auf dem ersten Blick erstaunt über die Zahl von über 9'000 Literaturnachweisen, die das schweizerische Schrifttum zur Familiengeschichte vereinen, wobei ausgestorbene Dynastengeschlechter des Mittelalters und Ahnentafeln, die eher der Personen- als der Familiengeschichte zugeordnet werden müssen, des Umfanges des zweibändigen Werkes wegen ausgeklammert werden mussten und die anderen sämtliche nach Namen und Herkunftsorten alphabetisch geordnet aufgelistet sind.

Das Verzeichnis entstand, wie der Verfasser im Vorwort bemerkt, «durch die vollständige Auswertung der wichtigsten gedruckten Bibliographien, die in den letzten 100 Jahren bis 1990 erschienen sind und wurde durch eigene ausgedehnte Erhebungsarbeiten

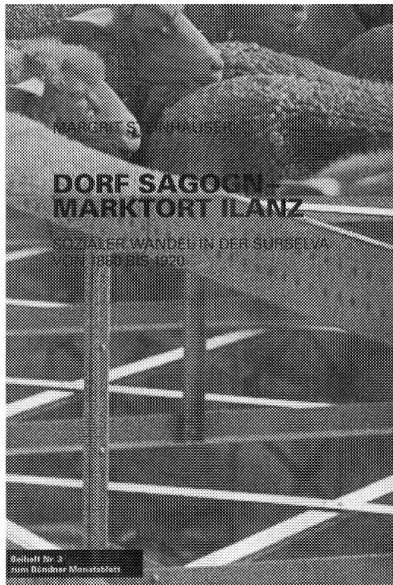
erweitert». Zu diesem Zweck durchsuchte der Verfasser in den Jahren 1985–1992 gezielt in allen Landesteilen Kantons- und Stadtbibliotheken und Staatsarchive und sammelte die fast 10'000 Titel zur Familiengeschichte. Die oben erwähnte Trennung von Personen- und Familiengeschichte ist vielleicht weniger glücklich, denn wer Familienkunde treiben will, muss notwendig sich mit den dazugehörigen einzelnen Personen befassen. Angenehm berührt der Umstand, dass der Standort der selbständig erschienenen Arbeiten überall vermerkt ist. Der Umstand, dass Genealogien, die zusammen zu mehreren Familien erschienen sind, einzeln registriert sind, wird als selbstverständlich angenommen. Auf ein Autorenregister hat der Verfasser leider verzichtet. In der Rechtschreibung der Vornamen herrscht leider auch hier der übliche orthographische Wirrwarr mit den Konsonanten C und K. Für das Deutsche wäre, nach Duden, das K richtiger und auch sympathischer, auch wenn das C erlaubt ist (Conrad, Konrad). Dem Forscher eine gute Hilfe bedeutet auch der Ortsregister mit dem Hinweis auf alle familienkundlichen Beiträge der einzelnen Orte. Von Bedeutung ist auch das angeschlossene Sachregister, das auf alle Berufsgruppen hinweist, nämlich auf Ärzte-, Lehrer-, Künstler- und Politikerfamilien, wie auch auf andere Ämter. Die Erhebung der neuen familiengeschichtlichen Bibliographie erfolgte unter dem Stich- und Stammwort «Familie».

Das neue genealogische Werk macht einen ausgezeichneten Eindruck und zeugt von sorgfältiger, gründlich durchforschter Arbeit, das allen Familienkundigen Freude machen wird und allen Genealogen ohne Zweifel eine Arbeitshilfe ist. Doch, wie der Verfasser selber bemerkt, Namen allein genügen nicht. Zum Auffinden von Vorfahren ist der Familienforscher genötigt, aus der erstrangigen Quelle zu schöpfen und die Pfarrbücher des Wohnortes mit den ergiebigen Tauf-, Ehe- und Sterberegistern zu wälzen. Dazu kommen private Familienbücher nebst mündlichen und schriftlichen Familienüberlieferungen. Für Graubünden fliessen noch weitere alte und neuere Quellen mit unseren sehr zahlreichen gedruckten und handschriftlichen Personenregistern. Der Forscher wird zu den gedruckten Pfarrerverzeichnissen greifen (J. R. Truog, J. J. Simonet), zu den Ärzteregistern (Äskulap in Graubünden), zu Offiziersverzeichnissen und Soldatenzusammenstellungen. Wir besitzen publizierte und handschriftliche Verzeichnisse von Bundeshäuptern aller drei Bünde und von Landammännern und anderen Amtsleuten, auch jener in den Untertanenlanden. Nicht zu vergessen sind die zahlreichen bestehenden publizierten Studentenverzeichnisse, namentlich die Register an Hochschulen der Schweiz und des Auslandes (K. Bonorand), die Schülerverzeichnisse an der Nikolaischule und am Collgium philosophicum in Chur usw. Wer nach Ahnen und Vorfahren sucht, benütze auch meine Verzeich-

nisse von Studenten an Jesuitenkollegien der Schweiz und des Auslandes und jene von Studenten an süddeutschen Universitäten. Dazu kommen noch handschriftliche Personenregister im Staatsarchiv und in der Kantonsbibliothek Graubünden. Auch bestehende Ahnentafeln oder Genealogien können anhand der genannten Personenverzeichnisse ergänzt werden.

Die neue familiengeschichtliche Bibliographie ist eine erste, ausgezeichnete Arbeitshilfe für den Familienforscher, aber nicht die einzige.

Felici Maissen



Margrit Steinhauser

**Dorf Sagogn, Marktort Ilanz.
Sozialer Wandel in der Surselva
von 1880-1920.**

Diss. ZH 1991. Hg. vom Verein für
Bündner Kulturforschung,
Chur 1993,
Fr. 28.-

Bündens Regionen sind – von Dorfmonographien abgesehen – mit historischen Darstellungen, die weit ins 19. und gar ins 20. Jh. vorstossen, wahrlich nicht reichlich bedacht. Umso glücklicher ist man über die vorliegende Dissertation, in der die Verfasserin in ständigem Wechsel bald Sagogn, bald Ilanz, dann wieder die Region in den Vordergrund holt, um exemplarisch die wirtschaftlichen und sozialen Zustände und deren Veränderungen in steter Wechselwirkung darzustellen. Mutatis mutandis lief die Entwicklung in anderen bäuerlichen Regionen (Prättigau u.a.) nicht wesentlich anders ab. Das verleiht der Studie auch überregionale Bedeutung.

An den gewählten Beispielen Sagogn und Ilanz – Bauerndorf und kleinstädtisches Marktzentrum – kann der schwierige und insgesamt gescheiterte (land)wirtschaftliche und gesellschaftliche Modernisierungsprozess einer Region nachvollzogen werden.

Die Landwirtschaft

Mangelhafte oder gar fehlende Pflege der grösstenteils in Gemeindebesitz sich befindenden Alpweiden, schlechte bauliche Infrastruktur sowie die unzulängliche Pflege der alpwirtschaftlichen Produktion verringerten Menge und Qualität der Erträge ganz erheblich. Aus Abneigung gegen staatliche Eingriffe in die heilige Gemeindesouveränität wurde nebst anderen auch die Alpvorlage von 1880 verworfen, und erst 1914 wurde – im 6. Anlauf seit 1844! – die Errichtung eines Viehseuchenfonds von den Bündnern angenommen. Schlechtes Wetter und wiederholte Viehseuchen powernten die betroffenen Bauern und Dörfer aus, und der unberechenbare Markt liess den

Viehhandel (d.h. die Haupteinnahmequelle) zu einem «Hasardspiel» werden und bescherte der Bauernsamen eine stets gefährdete materielle Existenz. In Ilanz, Disentis, Thusis und Davos fanden die kantonal wichtigsten, in Vella, Sumvitg, Trun und Schluein die grössten regionalen Viehmärkte statt. Der Krieg legte diese ab 1914 praktisch lahm.

Die Forcierung der Viehzucht bewirkte, dass der Grossviehbestand 1880–1920 in der Region trotz der verheerenden Seuchen «annähernd stabil» blieb. In diese Jahrzehnte fallen die Gründungen der lokalen Viehzuchtgenossenschaften und damit verbunden eine merkliche Verbesserung der Zucht und des Absatzes. 1898–1920 gingen z.B. 13,2% der Sagenser Kuhverkäufe nach Italien, 54,1% blieben im Kanton, davon 39,5% in der Surselva. Nach AI, AR und SG gingen total 14,1%. Einheimische Aufkäufer fungierten als Zwischenhändler.

Von «besonderer Wichtigkeit» war bis weit ins 19. Jahrhundert hinein die Kleinviehhaltung – bis die überseeische Konkurrenz durchschlug und zu einem massiven Rückgang des Schafbestandes 1896–1920 führte: im Kreis Glenner -13,6%, und im Kreis Ilanz -13%. Rückläufig war auch die Schweinehaltung, die nur dem Eigenbedarf diente. Die von der 1916 gegründeten Kleinviehzuchtkommission angebotene Zuchthilfe und deren politisch-wirtschaftliche Arbeit scheiterte sehr lange Zeit an der grassierenden Interesselosigkeit.

Die zunehmend auf Grossviehzucht sich ausrichtende Landwirtschaft fiel in der ehemaligen Kornkammer Gruob – selbst in den Kriegsjahren – unter den Selbstversorgungsgrad. Bessere Strassen und die Schiene verbilligten die Zufuhr auswärtigen Korns und machten den Anbau von Überschüssen für den Markt unrentabel. Nur der Kartoffelbau wurde als selbstversorgend und gut gerühmt.

Die alten Oberländer sind nicht als Liebhaber von Gemüse bekannt, und entsprechend unterentwickelt blieb der Gartenbau. An dieser Tatsache biss sich auch der unermüdliche Berner Wanderlehrer Prof. Anderegg schier die Zähne aus.

Gewerbe und Gesellschaft

Für eine Untersuchung der Entwicklung von Handwerk und Gewerbe sowie der Gesellschaftsschichtung bietet sich selbstredend Ilanz an, das die sozialen und wirtschaftlichen Strukturen konzentriert und auf einer Palette vereint widerspiegelt. Die filigrane Detailliertheit der Analyse kann hier ohne unzulässige Verzerrungen nicht verkürzt dargestellt werden. Soviel aber sei gesagt: wer vor 1950 geboren wurde, hat diese Welt noch umfassend als die Realität seiner Gemeinschaft und Region erlebt und kann Steinhausers These bestätigen, dass die Moderne in Wirtschaft und Gesellschaft erst nach dem 2. Weltkrieg in der Surselva Einzug gehalten hat, wobei der industrielle Sektor nach wie vor kaum existent ist.

Mit Ausnahme von Flims konnte kein Dorf vor den Weltkriegen den Durchbruch zum modernen Kurtourismus schaffen, und die alten Bäder verloren mit dem 1. Weltkrieg ihre internationale Kundschaft und erholten sich erst in den 1960er Jahren z.T. von diesem Schlag – nun allerdings im Zeichen des modernen Massentourismus. Alois Steinhauser erkannte, wie die katholischen Liberalen 50 Jahre früher, dass sich die Surselva durch die Entwicklung des Tourismus ein zweites Standbein neben der alles dominierenden Landwirtschaft schaffen musste. Den Strassenbau hatten seine liberalen Verwandten durchgepeitscht, nun nahm sich der konservative Alois, Sohn des katholisch-liberalen Anton Steinhauser, der Eisenbahn an, deren Bau ihm auch als Voraussetzung für den Aufschwung der Landwirtschaft und des gewinnbringenden Holzhandels (damals die wichtigste Einnahmequelle der meisten Gemeinden!) unentbehrlich erschien. 1901 brachte er die Gründung des Oberländer Verkehrsvereins in Ilanz durch, 1916 die Gründung der «Uniun purila Sursilvana». Er war zusammen mit dem bekannten Oberst Solèr von Vrin der Hauptpromotor der Viehzucht.

1903 ratterte die RhB erstmals in den Bahnhof Ilanz, 1912 in Disentis ein. Der Verkehrsverein betrieb bereits 1901 den Bau eines Elektrizitätswerkes, und 1908 wurden mehrere Gemeinden der Kreise Ilanz und Rueun erstmals elektrisch beleuchtet.

Der grosse Schub blieb aber aus: die Industrie kam nicht (Ausnahme Trun), das Handwerk in der Surselva hatte geringe Tradition, und der Aufschwung im Baugewerbe wie im Tourismus erstarb mit dem Ende des Eisenbahnbaus und dem Kriegsausbruch. Die Surselva blieb «Ab- respektive Auswanderungsgebiet», ein «Reservoir für billige Arbeitskräfte vor allem für die aufstrebende Tourismusindustrie im eigenen Kanton» (S. 80ff.). Das Engadin mit seinen höheren Löhnen und seinem Angebot an Jahresstellen übte den stärksten Sog in allen Bereichen aus. Die Arbeit hatte saisonalen Grundcharakter und die Sursilvans verrichteten meist als Angelernte untergeordnete Arbeit. Mangelnde Ausbildungsstätten in der Region und die generationenlang anerzogene Dienermentalität und -ethik wogen schwer (durch den Rezensenten spezifizierte «mentalitätsmässige Hindernisse» der Autorin auf S. 84). Die zunehmende Abwesenheit von Familienangehörigen (Kinder, Jugendliche, Erwachsene) und Eltern teilen erodierte die bäuerliche Grossfamilie. Die Autorin verdichtet gekonnt in einer Skizze einen typisch männlichen und weiblichen Lebenslauf. Dabei scheint hinsichtlich der Kinder gar ein Rückschritt eingetreten zu sein, indem in meiner Generation (geboren 1946) nicht erst ein «älterer Schuljunge» knechten (ir fumegl, buob) und Mädchen «in den oberen Klassen» mägden gingen (ir fumitgasa), sondern gleich ab der ersten Klasse – im Dorf und auswärts.

Die meisten Sursilvans gehörten in der untersuchten Zeit zur nichtsteuernden Unterschicht, die sich 1880–1920 gar vergrössert hat. In der eng verschwägerten politischen Oberschicht, die auch die wirtschaftliche war, tat sich nach 1880 ein Riss auf, ein Generationenkonflikt zwischen den katholisch-liberalen Vätern und ihren unter dem Taktstock von Caspar Decurtins konservativ/ultramontan gewordenen Söhnen und Neffen – eine Geschichte, die einer systematischen Untersuchung noch harret.

Fazit

Steinhausers Studie bietet im sehr gut lesbaren Textteil und mit dem umfangreichen Anhang (Photos, Statistiken und Quellenreproduktionen) eine Fülle von interessanten Einblicken und reichliche Materialien zum Nachvollzug. Der Rezensent konnte nur einige Aspekte rekapitulieren. Selbstredend kann das Thema in einer Arbeit von 110 Seiten Text und 74 Seiten Quellen, Bibliographie und Anmerkungen nicht in aller Breite und Tiefe behandelt werden. Sie ist eine sehr gute Basis und ein solider Bezugsrahmen für weitere Forschungen.

Des Rezensenten Pflicht und des Autoren Leid: das Haar in der Suppe finden respektive sich besserwisserisch vorhalten lassen!

Die spezifisch politische Dimension der surselvischen Geschichte um die Jahrhundertwende ist nur in Ansätzen erforscht (einzelne Kurzbiographien und extensive Nekrologe). Die von Heldenkult bis zur peinlichen Maskerade verzerrte Decurtins-Biographie von k. Fry und andern vermag in den Teilen, die dessen surselvische und/oder kantonale politische Leistung darstellen, nur punktuell zu befriedigen. Entsprechend verlegen ist denn auch die Autorin auf Seite 91 bei der Zumessung der politischen Verantwortung für die insgesamt sehr dürftigen Fortschritte, gewichtigen Versäumnisse und zum Teil nicht nur relativen Rückschritte zwischen 1880 und 1920.

Die Heroen des Strassenbaus, verbesserter Waldpflege und des Aufbaus einer in ihren Vorteilen nicht zu unterschätzenden staatlich überwachten Elementarschule auch in der Surselva, Alois Latour, J. B. u. a. Arpagaus, sind bereits 1875 resp. 1882 verstorben, und Decurtins hat anschliessend dem katholischen Liberalismus samt dessen politischem und wirtschaftlichem Programm in der Surselva den Garaus gemacht. Ihnen fällt der politische Verdienst für die Segnungen der neuen Strassen und Schulen zu, nicht aber die Schuld an dem, was ihre Nachfolger daraus **nicht** gemacht haben. Die **Politik der Unterlassung** ist in den untersuchten Jahrzehnten offensichtlich ebenso wichtig und in ihren Auswirkungen ebenso drastisch wie die vollbrachten Taten! Decurtins war an der Abwehr von Sozialisten mehr interessiert als an einer wirtschaftlichen Entwicklung der Sur-

selva. Die streng katholische und konservative Gesinnung seiner Sursilvans galt ihm alles, die Armut taugte durchaus als materieller Unterbau der Gottes- und anderer Furcht – wohlgemerkt: in der Surselva, nicht als Sozialpolitiker von nationalem und europäischem Rang! Mit diesem und anderen Widersprüchen muss man sich bei Decurtins abfinden. Darbende Geissbauern und andere katholische Hungerleider waren dem ultramontanen Politiker allemal lieber als dem gleichen grossen Sozialtheoretiker die Sozis. Weltanschauungskampf hatte er 1877 angesagt, und kein materielles Opfer, das die Surselva durch Unterlassungs- und Verhinderungspolitik zu tragen hatte, war ihm dafür zu gross. Soviel sei angemerkt, um der Autorin aus der Verlegenheit zu helfen, sowie als Interpretationshilfe zur surselvischen Wirtschaftspolitik der Jahrhundertwende!

Johann Rudolf von Toggenburg verstarb 1893, war also nur anfänglich beteiligt, und zudem im Patriarchenalter. Zu Vieli, Schmid und Oswald ist noch gar wenig Konkretes erforscht, sodass wir nicht näher auf sie eintreten können. Überrissen und verlegen in der Formulierung ist insgesamt die Aussage, diese Politiker (und Steinhauser) «dominierten die eidgenössische sowie die kantonale Politik, und jeder versuchte auf seine Weise, in den schwierigen Zeiten des Umbruchs neue Wege für das Oberland zu finden». Unter dem Strich *der vorliegenden Dissertation* [der es nicht um Personen geht] ist nur *ein* hoher Politiker mit ausgewiesener positiver Leistung im Sinne der Modernisierungspolitik auf der wirtschaftlichen Höhe seiner Zeit und der gesellschaftspolitischen Notwendigkeit namhaft gemacht worden: Alois Steinhauser (Bahnbau, Zuchtgenossenschaften, Verkehrswesen) und einer aus der zweiten Garde: Grossrat Oberst Solèr (Verbesserung der Viehzucht). Über die Intensität der Suche nach «neue[n] Wege[n]» brauchen wir uns keine Illusionen zu machen, wie die vorliegende Studie zeigt. Führer und Geführte haben sich mehr Beine gestellt, als den Sursilvans guttat. Wer sich mit der surselvischen politischen Geschichte befasst, ist inskünftig sehr gut beraten, die Studie von Steinhauser zu konsultieren, um an den «nackten Tatsachen» allfällige Lobpreisungen *ad personam* zu überprüfen – der Unterlassungen nicht weniger als der Taten wegen. Die tatkräftig und unablässig von oben geförderte weltanschauliche Indoktrination hat den Willen zum Wandel in den Köpfen der Geführten erst gar nicht entstehen lassen und Generationen zu Dienern auch noch fremder Herren gemacht. Mentalitätsgeschichtler mögen sich dieses äusserst ergiebigen Themas annehmen und dadurch Steinhausers Studie den geistigen Hinter- und Untergrund verleihen.

Adolf Collenberg